

Leseprobe aus:

Göran Rosenberg

Ein kurzer Aufenthalt auf dem Weg von Auschwitz



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Göran Rosenberg

*Ein kurzer Aufenthalt
auf dem Weg von Auschwitz*

Aus dem Schwedischen von
Jörg Scherzer

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
«Ett kort uppehåll på vägen från Auschwitz»
im Albert Bonniers Förlag, Stockholm.

Die Übersetzung wurde gefördert mit Mitteln
des Swedish Arts Council.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2014
Copyright © 2013 by
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
«Ett kort uppehåll på vägen från Auschwitz»
Copyright © 2012 by Göran Rosenberg
Abbildungen im Innenteil Copyright © Göran Rosenberg
Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann,
nach der niederländischen Ausgabe von Atlas Contact
(Gestaltung: www.suzanbeijer.nl)
(Titelfoto: Hollandse Hoogte)
Satz aus der Janson PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 22295 5

*Ein kurzer Aufenthalt
auf dem Weg von Auschwitz*



Der Ort

Lange habe ich mir vorgestellt, er sei über die Brücke gekommen, weil die Brücke das Tor zum ORT ist und in Wirklichkeit auch der Schlüssel zu ihm, aber natürlich kann er nicht über die Brücke gekommen sein, weil er mit dem Zug von Süden her gekommen sein muss. Über die Brücke kommt man nur, wenn man mit dem Zug aus nördlicher Richtung kommt. Nur dann öffnet sich einem die schwindelerregende Schlucht über dem Kanal, und nur dann passiert man die gefährliche Grenze zwischen Heimat und Fremde. Es ist vielleicht nicht so sehr der Kanal, eher die Brücke. Der Kanal ist trotz allem ja nur Wasser, die Brücke aber ist eine höchst bedrohliche Passage, ein kaltes Skelett aus genieteten Stahlträgern, zu scharfen Winkeln und kantigen Bogen verschweißt und zu zwei knöchigen Schultern verschraubt, die, getragen von vier massiven Steinkolossen, auf jeder Seite der aufklappbaren Brückentafel über dem Fahrwasser emporragen.

Wer mit dem Zug kommt, sieht davon natürlich nichts, vielleicht spürt er noch nicht einmal, wie die ganze Konstruktion unter der Lok und den Waggons vibriert und bebt, hört nicht, wie die Eisenbahngleise kreischen und die Stahlträger das metallische Hämmern und Schaben zurückwerfen, nimmt nicht den brenzlichen Geruch von

funkensprühenden Kontakten und Kabeln wahr. Wer mit dem Zug kommt, wird daher niemals die Angst kennenlernen, die man empfindet, wenn man zu Fuß über die Brücke geht. Will man die Brücke zu Fuß überqueren, muss man zunächst durch ein Wäldchen gehen, das zwischen dem Ort und dem Kanal liegt, anschließend über eine schmale, gewundene Holzterrasse auf sechsundzwanzig Meter Höhe emporsteigen, um danach einen schmalen Fußgängersteg zu betreten, der auf der einen Seite der zweigleisigen Eisenbahnstrecke über den Kanal führt und wo man durch die Spalten zwischen den Holzplanken senkrecht hinunter in den Abgrund sehen und sich viel zu leicht über das niedrige Metallgeländer hinabschwingen kann. Ständig sind im Ort Schreckensgeschichten in Umlauf über solche, die das getan haben, und darüber, wie man hinterher ihre zerschmetterten, aufgedunsenen Körper aufgefischt hat, und was Gott zu so etwas sagt. Ich halte mich immer am inneren Geländer fest, das die Gleise vom Steg abgrenzt, um dem schwarzen Sog des Schwindels zu widerstehen. Es sei denn, über das danebenliegende Gleis donnert ein Zug, und der metallische Windstoß zerrt an den Kleidern, und die stark vibrierenden Planken drücken gegen die Füße, und es bleibt einem nur die Balance zwischen einer Hölle und einer anderen. In meinen Albträumen falle ich unaufhörlich von der Brücke. In meinen Albträumen erreiche ich auch die gegenüberliegende Seite. Auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals, unterhalb einer ebenso schmalen, gewundenen Treppe, hinter einer ebenso dunklen Waldpartie, wartet nämlich der Tod, oder zumindest warten dort namenlose Kinderbanden, gegen die die Banden auf meiner

Seite des Kanals einen endlosen, gesetzlosen Krieg führen. Die Brücke überstanden zu haben, ist keine Garantie für das Überleben. Überfälle und Prügel im Feindesland sind ein nicht ganz unwirklicher Albtraum. Die Brücke ist die natürliche Grenze des Ortes, und selten gibt es einen Grund, sie auf eigene Faust zu überschreiten.

Kommt man mit dem Zug hingegen aus südlicher Richtung, passiert man keine solche Grenze, sondern lediglich ein identitätsloses Panorama aus Wäldern und Äckern, und daher fällt es schwerer, zu erkennen, wo der Ort beginnt. Schwerer auch zu verstehen, warum dieser Ort liegt, wo er liegt, und warum der Bahnhof, an dem die großen Züge aus der Welt und dorthin zurück halten, gerade hier gebaut wurde und nicht in der Stadt, deren Namen er trägt. Dies alles lässt sich am besten mit der BRÜCKE erklären, denn der Bahnhof liegt wegen der Brücke hier, und der Ort ist wegen des Bahnhofs hier entstanden, und vielleicht stelle ich mir deshalb so gerne vor, dass er über die Brücke kommt, als er am 2. August 1947 um sieben Uhr abends aus dem Zug steigt, um gerade an diesem Ort, unterhalb gerade dieses Bahnhofs zu versuchen, sein Leben noch einmal von vorn zu beginnen.

Ist es Zufall, dass er gerade hier aussteigt? Nein, dieser Zufall ist nicht größer als irgendein anderer Zufall auf seiner Reise hierher. Vermutlich sogar kleiner, denn der größte Zufall in seinem Leben ist, dass er lebt. Natürlich ist es bei jedem von uns Zufall, dass er lebt, aber auf seinem Lebensweg war der Tod fester eingeplant und vorhersagbarer als bei den meisten von uns, und darum handelt es sich bei der Tatsache, dass er lebt, um einen größeren Zu-

fall. Außerdem weiß er ja sehr gut, warum er gerade hier aussteigt und nicht anderswo. Er hat den Namen der Bahnstation gewissenhaft auf einem Zettel notiert, den er dem Schaffner gezeigt hat, der versprach, ihn zu informieren, wenn sie sich dem Bahnhof nähern. Außerdem stehen wie vereinbart A. und S. auf dem Bahnsteig und erwarten ihn und tatsächlich noch eine dritte Person, die er zunächst für einen Klassenkameraden vom Gymnasium in Łódź hält. Natürlich ist das nicht so, und es ist auch höchst unwahrscheinlich, dass es so sein könnte, da aber so vieles auf seinem Weg unwahrscheinlich gewesen ist, erscheint es nicht unmöglich, sich noch ein oder zwei weitere Unmöglichkeiten hinzuzudenken. Jedenfalls stehen sie alle drei dort auf dem Bahnsteig und erwarten ihn, sie umarmen ihn und helfen ihm mit den Koffern aus dem Zug und begleiten ihn zu dem möblierten Zimmer, in dem er wohnen wird, und erzählen ihm an diesem noch hellen Augustabend, was sie über den Ort wissen, in den sie alle erst kürzlich gekommen sind und über den keiner von ihnen sonderlich viel weiß. Ihrerseits wollen sie alles über die Menschen und Ereignisse an jenem Ort erfahren, an dem der Mann den Zug bestiegen hat und wo sie sich alle zuletzt gesehen haben. Alle sind sie noch immer unterwegs, und nach wie vor ist jeder Ort nur ein kurzer Aufenthalt auf dem Weg irgendwo anders hin, und jene, die vorübergehend hier sind, wollen sich so gut wie möglich auf dem Laufenden halten über die anderen, die vorübergehend hier sind, weil diese unstete, rastlose Gemeinschaft die einzige Gemeinschaft ist, die sie zurzeit haben. Nach und nach wird jeder von ihnen versuchen, sich einen von all den Orten anzueignen,

und allmählich wird ein Ort nach dem anderen sie trennen, meist für immer, und mit der Zeit wird dieser Ort einer davon werden. Nur einer von ihnen wird versuchen, sich ausgerechnet diesen Ort anzueignen, und das ist der Mann, der soeben aus dem Zug gestiegen ist.

Nun gut, davon weiß ich noch nichts, da ich den Mann, der gerade aus dem Zug gestiegen ist, noch nicht kenne. Noch ist er nicht mein Vater, und noch weiß er nicht, dass dies sein letzter Aufenthalt sein wird. Ich glaube nicht, dass er sich überhaupt einen letzten Aufenthalt vorstellen kann, weil ich nicht glaube, dass er sich überhaupt irgendeinen Ort als seinen Ort vorstellen kann. Eigentlich glaube ich, dass er sich ununterbrochen neugierig umschaute, um herauszufinden, ob dies nicht dennoch ein solcher Ort sein könnte, da sich allmählich der dringende Wunsch nach zumindest einem längeren Aufenthalt meldet. Und dass er deshalb mit besonderem Interesse die gerade neu erbauten dreistöckigen Wohnblocks an der neu angelegten, gepflasterten und von frisch gepflanzten Ebereschen gesäumten Straße betrachtet, die durch das neue Viertel unmittelbar unterhalb des Bahnhofs führt, an dem er gerade ausgestiegen ist. Daher glaube ich auch, dass er unverzüglich wissen will, in welche Art von Stadt er gekommen ist und welche Art von Menschen dort lebt und wie die Arbeitsbedingungen in der großen Fabrik sind, bei der er eine Stelle zu finden hofft, und welche Art von Beschäftigung es hier womöglich auch für eine knapp zwanzigjährige Frau geben könnte, ohne Berufsausbildung und mit wenig Kenntnis der Sprache, die man hier spricht. Noch weniger Kenntnis, als er selbst sie besitzt. Eigentlich glaube ich, dass er sich

nach einer solchen Beschäftigung bereits erkundigt hat und die Angelegenheit nur noch näher untersuchen muss und dass er vor allem feststellen muss, ob es möglich ist, das möblierte Zimmer gegen eine Wohnung zu tauschen, bevor er sie bitten kann, den Zug zu nehmen von jenem Ort, den er gerade verlassen hat, zu dem Ort, an dem er kaum eingetroffen ist.

Aber was er an jenem Augustabend 1947 über die Zukunft denkt, sind schließlich nur Spekulationen meinerseits, und am liebsten würde ich gar nicht spekulieren, und vor allem möchte ich seinem Leben nicht vorauslaufen. Er hat erst vierundzwanzig Jahre gelebt und bereits so viel durchlebt, und er hat das Recht, in seinem Leben voranzuschreiten, ohne dass ich ihn im Voraus mit dem belaste, was mit dem Rest seines Lebens geschehen wird. Ich muss seine Tage hinnehmen, wie sie kommen, und da ich nicht richtig sehen kann, wie sie zu ihm kommen, muss ich sie zu mir kommen lassen.

An jenem Tag, dessen Abend noch jung und hell ist, schleppt er also an jenem Ort, an dem er gerade aus dem Zug gestiegen ist, mit seinen drei, wenn auch nicht ganz engen, so doch Freunden, zwei abgewetzte, aber recht schwere Koffer; schließlich wird er sich trotz allem auf unbestimmte Zeit hier niederlassen, und selbst die Habseligkeiten eines kürzlich wieder von vorn begonnenen Lebens wiegen ihren Teil. Selbstverständlich trägt er einen der Anzüge, vielleicht den eleganten hellgrauen, karierten, und ein weißes Hemd mit dazu passendem Schlips und einen Hut, obwohl noch Sommer ist. Es war der heißeste Sommer seit hundert Jahren, der Abend ist lau, und es wäre angenehmer gewesen,

auf die Kopfbedeckung zu verzichten, aber den Hut hätte man ohnehin nicht in einen der Koffer packen können, und nicht im Traum wäre er hemdsärmelig mit dem Zug an einen fremden Ort in einem fremden Land gereist. Die vier Männer verlassen zu Fuß den Bahnhof, sie wechseln sich beim Tragen der Koffer ab, und A., der am längsten hier ist, sagt, an der nächsten Haltestelle müssten sie den Bus nehmen, weil es noch ziemlich weit sei und sonst zu spät werde, um noch etwas zu finden, wo man essen könne. Außerdem ist Samstagabend, und in der Stadt wird man einen guten Film zeigen, den sie noch sehen können, wenn sie sich beeilen. Darum beeilen sie sich, so sehr sie können, und der Mann, der gerade aus dem Zug gestiegen ist, kann kaum das möblierte Zimmer in dem frisch errichteten Einfamilienhaus in Augenschein nehmen und sich der Hausbesitzerin vorstellen, deren Mann kürzlich verstorben ist, weshalb sie die Zimmer an alleinstehende Fabrikarbeiter vermieten muss, anstatt sich das Haus als gemütliches Heim einzurichten. Gleichwohl ist sie freundlich und heißt ihn herzlich willkommen. Anschließend machen sie sich wieder auf den Weg, um zu feiern, dass sie sich alle vorübergehend an einem Ort und in Gesellschaft der anderen befinden. Der Film, zu dem sie gerade noch rechtzeitig kommen, spielt auf einem Sklavenschiff und wird im Filmtheater «Cäsar» am idyllischen Hafenbecken mitten in der Stadt gezeigt, wo in samstäglichem Ruhe die Fischerboote liegen und die Stadtbewohner auf dem Kai ihren Abendspaziergang machen. Der Kapitän des Sklavenschiffs will mit dem Sklavenhandel aufhören, weil er heiraten und ehrenhaft werden möchte, und er befiehlt seinem Ersten Offizier,

Ladung und Besatzung auszutauschen, entdeckt aber, als er mit seiner jungen Ehefrau zur geplanten Hochzeitsreise an Bord geht, dass Ladung und Besatzung unverändert sind. Es ist eine spannende Geschichte, das Drehbuch stammt von William Faulkner, mit Mickey Rooney und Wallace Beery in den Hauptrollen, und auch wenn die Geschichte im neunzehnten Jahrhundert spielt, stelle ich mir vor, dass sie sich ein wenig mit ihr identifizieren können, weil sie alle erfahren haben, dass scheinbar gewöhnliche Schiffe oder in ihrem Fall scheinbar gewöhnliche Züge sich als etwas völlig anderes erweisen können. Und ganz sicher wird sich wohl noch keiner von ihnen sein, auf welchem Schiff oder Zug sie sich befinden oder an welchem Ort sie gerade ausgestiegen sind. Vielleicht gehen sie hinterher zu einem von ihnen auf das möblierte Zimmer und unterhalten sich über den Film und trinken ein Glas lauwarmen Wodka oder zwei und rauchen sich in einen Nebel hinein, erzählen einander Geschichten, spielen Karten und vergessen für einen Augenblick, dass sie sich an einem Ort befinden, den sie nicht kennen und für den sie Unbekannte sind. Sie sind noch jung, es ist Samstagabend, die Nacht ist vollmondsilbrig, und sie möchten so viel wie möglich haben von diesem kurzen Aufenthalt auf der langen Reise, die sie alle vorübergehend und wahrscheinlich höchst zufällig gerade hier zusammgeführt hat.

*

Mehr weiß ich nicht über die drei Männer, die auf dem Bahnsteig warten, abgesehen davon, dass sie wie die meis-

ten anderen auf dieser Reise bald weiterfahren werden. Hingegen weiß ich, dass der Mann, der mein Vater werden wird, am folgenden Tag an die Frau, die meine Mutter werden wird und seit einem halben Jahr seine Ehefrau ist, einen Brief schreibt. Die Stadt, in die er gerade gekommen ist und die Södertälje heißt, schein größer zu sein als jene, die er gerade verlassen hat, die Alingsås heißt. Ihm fällt auf, dass sie wie alle Städte in diesem neuen Land offenbar dünn bebaut ist und dass man lange zu Fuß gehen muss, um von einem Stadtteil in einen anderen zu gelangen, und dass sich rund um einen kleinen, jedoch nicht sonderlich kompakten Stadtkern weite Gebiete mit neu errichteten Einfamilien- und Mietshäusern erstrecken, die großzügig eingebettet sind in Licht, Luft und Grün. Überall scheint es auch große Bäume, ja tatsächlich richtige Wälder zu geben, die ganz in der Nähe beginnen, und vor allem steht dort eine große pharmazeutische Fabrik, die Medikamente herstellt, und dort bieten sich viele Arbeitsmöglichkeiten für junge Frauen, die Medikamente flink in Kartons und Dosen stecken können, und je flinker diese Frauen sind, desto mehr können sie verdienen. «Gestern bin ich nicht spät nach Hause gekommen, nicht später als elf», versichert er, «weil ich die Koffer auspacken und mich mit dem Zimmer bekannt machen wollte, aber mein neuer Zimmergenosse hat schon geschlafen, darum musste ich das aufschieben.» Der Zimmergenosse ist ein «junger, ruhiger Zeitgenosse», der am Morgen einiges erzählte, denn es ist Sonntag, und alle haben frei, und im Speisezimmer des Hauses werden der Frühstückskaffee und ein Käsebrod serviert, weil auf den Zimmern sogar die Zubereitung von Teewasser untersagt

ist. Der Arbeitstag in der großen Lastwagenfabrik beginnt um sieben Uhr morgens und endet um vier Uhr nachmittags mit einer halben Stunde Mittagspause um halb eins, und man kann in normaler Kleidung an den Arbeitsplatz kommen und sich dort umziehen, weil man sich dort nach der Arbeit ordentlich waschen und duschen kann. Auch moderne Wasserklosetts haben sie dort, aber wenn man während der Arbeitszeit ein Bedürfnis hat, muss man um Erlaubnis bitten, und die Türen lassen sich nicht schließen und erst recht nicht absperren, damit sich dort niemand hinsetzen und ausruhen oder ein Nickerchen machen kann. Aber nichts davon erscheint ihm eigentlich sonderlich berichtenswert. Er schreibt knapp und ein wenig pflichtschuldig und mit viel zu hastiger Handschrift, weil er den Brief gleich aufgeben möchte. Das einzig Wichtige sei, so schreibt er, eine Wohnung oder wenigstens ein Zimmer zu finden, «wo wir für uns sein und ein wenig Wasser warm machen und uns ein Zuhause schaffen können, sodass Du Dich in den Zug setzen und herkommen kannst».

Auch Sorgen macht er sich um sie, das merkt man, übertriebene Sorgen, könnte man meinen. «Sei vorsichtig beim Radfahren und wenn Du badest», schreibt er, als wäre sie ein kleines Kind. Knapp ein Jahr lang sind sie nun fast ununterbrochen zusammen gewesen, nachdem sie fast zwei Jahre lang ununterbrochen voneinander getrennt waren, falls man das so ausdrücken kann. Ja, vielleicht ist voneinander getrennt nicht der geeignete Ausdruck, wenn der Ort, an dem man voneinander getrennt wurde, die Selektionsrampe in Auschwitz-Birkenau war. Und sich umeinander Sorgen machen ist vielleicht nicht der geeignete

Ausdruck, wenn alles, von dem man befürchten kann, dass es einem Menschen zustoßen könnte, ihnen beiden bereits zugestoßen ist, abgesehen von dem, was man sich nicht vorstellen konnte, was aber dennoch geschehen ist, alles, nur das Letzte nicht, das nach wie vor geschehen kann, aber keinesfalls geschehen darf, und wofür das Wort Sorge nicht länger angebracht zu sein scheint. Nicht wenn sich eine Sorgenmasse, groß genug, um eine Welt zu vergiften, konzentriert zu einem einzigen, schwarzen Tropfen aus ätzender Angst, ununterbrochen über dem zurzeit schwächsten Punkt in dieser höchst unwahrscheinlichen und deshalb noch nicht ganz wirklichen Beziehung zweier junger Menschen schwebt, die zuletzt auf der Selektionsrampe in Auschwitz-Birkenau voneinander getrennt wurden. Oder, nein, die zuletzt auf einem Bahnsteig in Alingsås voneinander getrennt wurden.

Doch lässt sich der eine Abschied vom anderen Abschied nicht mehr so leicht unterscheiden. Nein, sie darf beim Radfahren nicht ums Leben kommen oder in einem See ertrinken oder auf einer Treppe stolpern oder irgendeinem denkbaren oder undenkbaeren Ereignis zum Opfer fallen, das den letzten, dünnen Draht zu einem neuen Leben zerschneiden würde. «Um mich musst Du Dir absolut keine Sorgen machen», fügt er übermütig hinzu. «Und morgen Vormittag werde ich mich um diese Stelle in der Lastwagenfabrik bewerben, die ich, wie M. meint, aufgrund meiner ausgezeichneten <Meriten> ganz sicher bekomme, und schon heute werde ich meine arme Wirtin fragen, die ihren Mann verloren hat, ob nicht bald ein Zimmer frei wird, und ich mache mir, wie gesagt, schreckliche Sorgen

um Dich, und nicht eine Sekunde lang entlasse ich Dich aus meinen Gedanken, und eigentlich wäre es vielleicht am besten gewesen, wenn Du mit mir gefahren wärst, denn dann hätten wir uns keine Sorgen machen müssen, und alles wäre bestimmt trotzdem in Ordnung gekommen. Und bestimmt kommt recht bald alles in Ordnung, und bald wirst Du hier bei mir sein.»

Als Absenderadresse gibt er an: R 639 B. Södertälje. Was ist das für eine Adresse? Keine Straße, kein Name, nur ein Code. Die Adresse einer weiteren Baracke, in einem weiteren Lager? Kann man einer solchen Adresse einen Antwortbrief zustellen? Wie lange darf eine solche Adresse sie trennen?

Zwei Tage später beginnt er die Arbeit in der großen Lastwagenfabrik. Seine Aufgabe besteht im Verschweißen von Benzinrohren auf Fahrgestellen. Probleme, die Stelle zu bekommen, hatte er nicht. «Ordentlich und fleißig», hat der Personalchef der Baumwollweberei von Alingsås mit der Maschine auf Firmenpapier geschrieben, mehr braucht der Personalchef von Scania-Vabis vermutlich nicht zu wissen, sicherheitshalber erfährt er aber noch, dass der vor ihm stehende Mann obendrein Erfahrungen in der Lastwagenproduktion hat. «Drehen von Lastwagenachsen bei der Firma Büssing in Braunschweig/Vechelde von September 1944 bis März 1945», trägt er pflichtschuldig in der neu angelegten Personalakte unter «Erfahrungen und Qualifikationen» ein. Nicht weil das, wie gesagt, eine besondere Rolle spielen würde. Die Nachfrage nach Lastwagen ist zu dieser Zeit in Europa so groß, dass Scania-Vabis sie mit seiner Produktion nicht befriedigen kann, und Scania-Vabis

benötigt mehr Arbeiter, als zu dieser Zeit verfügbar sind. Viele europäische Lastwagenfabriken sind noch zerstört und können die vielen Lastwagen nicht herstellen, die zu ihrem Wiederaufbau benötigt werden, ganz abgesehen von all dem anderen, was in Europa wiederaufgebaut werden muss und wozu man Lastwagen benötigt. Was Scania-Vabis einen Konkurrenzvorteil gewährt gegenüber beispielsweise den Büssing-Werken in Braunschweig, die in den vergangenen zwei Jahren überhaupt keine Lastwagenachsen drehen konnten.

Zwei Wochen später ergibt sich unter der Postadresse R 639 B in Södertälje eine weitere Möglichkeit, und die Sorgen, die sich auf andere Weise nicht vertreiben lassen, werden vertrieben, indem die Frau, die meine Mutter werden wird, mit dem Zug zu dem Mann fährt, der mein Vater werden wird, um sich mit ihm ein möbliertes Zimmer ohne Küche zu teilen. Dort wärmen sie an frühen, rasch dunkler werdenden Herbstmorgen auf einem umgedrehten Bügel-eisen heimlich ihr Teewasser, bevor er sich auf den Weg zur Lastwagenfabrik macht und sie zur Arzneimittelfabrik und nach einiger Zeit zu der Konfektionsfabrik in Familienbesitz, wo sie im Akkord und zu Musikbegleitung Futter in Mäntel näht. «Die Mädchen mögen keine Marschmusik, sonst alles, von klassischer Musik bis zu populären Ohrwürmern», sagt der Direktor gegenüber der Lokalzeitung. Sie ist jung und flink, hat schon ein Jahr Erfahrung als Näherin in einer Wäschefabrik, der Sveriges Förenade Linnefabriker AB in Alingsås, und an einem guten Tag und bei acht Stunden Arbeit kann sie auf 75 Öre in der Stunde kommen, was ihnen zusammen mit dem geringen, aber hö-

heren Lohn aus der Lastwagenfabrik einen festeren Boden unter den Füßen garantiert. Schon am 1. Oktober 1947 erhalten sie zur Untermiete eine Einzimmerwohnung, mit Kochnische und richtiger Adresse, Villagatan 22. Unter dieser Adresse, in einem Haus, an das ich keine Erinnerungen habe, wird ein Jahr später der junge Mann mein Vater und die junge Frau meine Mutter.

In jenes Haus, an das ich umso mehr Erinnerungen habe, ziehen wir nach einem weiteren Jahr, oder nach zwei Jahren, die Unterlagen sprechen für das eine, die gealterte Erinnerung für das andere, aber das spielt keine Rolle. Dort nimmt alles seinen Anfang, im Haus unterhalb des Bahnhofs, an dem der junge Mann, der mein Vater sein wird, im Jahr 1947 an einem Augustnachmittag aus dem Zug steigt, in jenem Haus, das auf der linken Waggonseite liegt, wenn man mit dem Zug aus nördlicher Richtung kommt, über die Brücke.

Eben das ist der Ort. Genau hier erhält meine Welt ihre ersten Farben, Lichter, Schatten, Gerüche, Laute, Stimmen, Gesten, Namen, Worte. Ich bin mir nicht sicher, ab welchem Alter die Erinnerung eines Menschen einsetzt. Manche behaupten, sie könnten sich an Dinge aus ihrem zweiten Lebensjahr erinnern, meine ersten Erinnerungen sind Schnee und Kälte, und deshalb sind sie vermutlich jünger, da ich im Oktober geboren bin. Ganz sicher bin ich mir aber, dass diese Welt, bereits bevor mein Erinnerungsvermögen einsetzt, in so vielem ihre Spuren hinterlassen hat, weshalb auch das, woran ich mich nicht mehr erinnern kann, nicht vergessen ist. Dies ist der Ort, der mich prägen

wird, auch wenn ich glaube, ganz sicher zu sein, dass ich mich selbst geprägt habe.

Das ist der Unterschied zwischen ihnen und mir. Sie sind der Welt zum ersten Mal an einem völlig anderen Ort begegnet, und sie tragen eine völlig andere Welt in sich. So vieles hat für sie bereits begonnen, so vieles wurde bereits beendet, und noch immer ist nicht sicher, ob hier etwas wieder von vorn beginnen kann, weil es so vieles gibt, an das sie sich nicht erinnern können oder nicht mehr erinnern wollen, so vieles auch, was sie nicht vergessen können. Farben, Licht und Dunkel, Gerüche und Geräusche und Stimmen an diesem Ort erinnern sie häufig an etwas anderes, ohne dass sie sich stets bewusst wären, woran. Denn damit es ihnen dennoch gelingt, auch von diesem Ort einigermaßen Besitz zu ergreifen, müssen sie ihn gut genug kennenlernen und es ihm gestatten, in ihrem Inneren Spuren zu hinterlassen, die tief genug sind, um gerade an diesen Ort zu denken, wenn sie nachts einen Güterzug vorbeirattern hören oder den Geruch von gebratenem Salzhering im Treppenhaus wahrnehmen oder unter hoch aufragenden Kiefern spazieren gehen oder auf einen Windhauch von Teer und Binnenmeer treffen oder im Herbst das Leuchten der Vogelbeeren sehen, oder wenn sie ihre Kinder betrachten.

*

Früh an den Ort gefesselt werden sie durch das KIND, bei dem es sich zufällig um mich handelt. Ich will meine eigene Bedeutung in diesem Zusammenhang nicht überschätzen,

und ich kann mich irren, aber ein Kind verkompliziert eine Weiterreise zumindest in praktischer Hinsicht. Weiterzureisen mit der Hoffnung im Sinn, dem Koffer in der Hand und dem Hut auf dem Kopf ist eine Sache. Mit einem Neugeborenen weiterzureisen ist etwas völlig anderes. Im Interesse des Kindes muss ein kurzer Aufenthalt auf unbestimmte Zeit verlängert werden, und große Pläne, die sich mit der Weiterreise verbinden, werden gegen kleine Pläne eingetauscht, die sich auf den Ort beschränken, an dem sie sich zufällig befinden, was der Ort mit einem Wunder bestätigt.

Wohnungsnot ist eines der ersten Wörter, das die Sprache dieses Ortes ihnen aufnötigt. Mangel an Wohnungen und Wohnungsnot. In der Lokalzeitung, sie heißt *Stockholms Läns & Södertälje Tidning*, in der Alltagsprache kurz *Länstidning* genannt, eine Reportage über eine Familie, die am Strandbad in einem Zelt lebt. Mehr als fünfhundert Bewerber auf sechzig Wohnungen. Über die Junggesellenbaracken der Lastwagenfabrik. «Die katastrophale Wohnungsnot in grellem Licht», schreit die Titelseite am 19. Juli 1948.

Nicht dass sie die Lokalzeitung lesen können müssten, um das zu wissen. Alle im Ort können berichten, dass eine eigene Wohnung ein Wunder ist.

Und dennoch tritt es ein. Eine fast neu errichtete Wohnung mit einem kleinen Zimmer und einer kleinen Küche, einem Badezimmer mit Toilette und fließendem Warmwasser, einer mit Holz beheizten Waschküche im Keller des Nachbarhauses und mit der Luke des Müllschluckers im Treppenhaus, mit einem Briefschlitz und einem Na-

mensschild an der Wohnungstür. In dem kleinen Zimmer eine elegante Bettcouch, ein in der Höhe verstellbarer Ausziehtisch und vier dazu passende Stühle mit stoffbezogener Sitzfläche. In einer Schlafnische ein Kinderbett. In einer Ecke, auf einem kleinen Zeitungstisch, ein Radioapparat der Marke Philips, auf dem ein weißes Spitzendeckchen liegt. Irgendwo auch ein Wäscheschrank mit Schubladen für Laken, Handtücher und Kinderbekleidung. In der Küche ein Schlafsofa aus hellem Holz, ein Külschrank und eine Spülbank, ein Wandschrank mit grau gestrichenen Masonitschüben, ein blau gemustertes, sechsteiliges Essservice. An der Wand über dem Radio ein Ölgemälde, gelbe und rote Blumen in einer blauen Vase. Im Fahrradkeller zwei gebrauchte Fahrräder, die an Haken unter der Decke hängen, eines davon mit Kindersitz. Ich suche auch nach einem Sportkinderwagen, kann ihn aber nicht recht unterbringen. Ich weiß nur, dass er irgendwo Platz gefunden haben dürfte, so wie es später auch Platz gegeben haben muss für eine Spielzeugeisenbahn aus Holz, ein Regal mit Kinderbüchern aus der Stadtbibliothek und eine in Fächer unterteilte Kiste mit dem Grundsortiment eines Metallbaukastens und einigen wenigen, aber kostbaren Automobilmodellen aus Metallguss, darunter ganz bestimmt ein schwarzer Volvo PV444. In einer Wohnung, die aus einem einzigen Zimmer besteht, lässt sich leicht erkennen, wie viel Platz selbst ein Einzelkind benötigt.

In dieser Wohnung beansprucht das Kind mehr Raum, als es sich mit den Augen feststellen lässt. Um das Kind herum ein wachsendes Gewebe aus ehrgeizigen Zielen und Plänen. Der kleine Pappkarton mit handgesägten, mit

der Hand beschrifteten hölzernen Buchstabentäfelchen ist nicht nur ein SPIELZEUG, sondern auch ein PROJEKT, und die immer neuen Buchstabenkombinationen, die das Kind zusammen mit dem jungen Mann, der nun sein Vater ist, an langen Sonntagnachmittagen auf dem Fußboden des Wohnzimmers bildet, sind nicht nur die Wörter einer neuen Sprache, sondern auch die Bausteine einer neuen Welt. Das Projekt *Das Kind soll sich den Ort aneignen, damit ihnen eine neue Welt möglich wird* erfüllt rasch die kleine Wohnung mit seinem unsichtbaren Inventar aus Träumen und Erwartungen. Die beiden Neuankömmlinge brauchen schließlich kein Dach über dem Kopf, sondern festen Boden unter den Füßen, und wo das Kind Wurzeln schlagen kann, finden vielleicht auch sie mit der Zeit Grund.

Das Kind bin also ich. Und der Ort, den ich zu ihrem machen werde, indem ich ihn zu meinem mache, hat sein geographisches Zentrum in einem gelb verputzten Wohnblock mit zwei Hauseingängen, drei Stockwerken und achtzehn Wohnungen. Unterhalb von Bahnsteig eins des Bahnhofs, an dem die großen Personenzüge auf dem Weg nach Süden stets einen kurzen Aufenthalt einlegen, auch die Schnellzüge, auch die Nachtzüge, auch die Züge nach Kopenhagen und Hamburg. Vom Küchenfenster und vom Wohnzimmerfenster der kleinen Einzimmerwohnung im Wohnblock am Wald kann man sehen, wie sich in den Waggons Menschen bewegen. Und Menschen bewegen sich mit den Waggons. Mit jedem Zug eine neue Welt hinter den spiegelnden Wagenfenstern, stumm, sich ihres kurzen Aufenthaltes in jener Welt, die zu meiner Welt werden soll, nicht bewusst.